

röthers an Jörg vom 12. April 1870. Welche Gewissensnöte andererseits das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 verursachen konnte, dokumentiert der erschütternde Brief des Priesters, Würzburger Universitätsbibliothekars und bayerischen Landtagsabgeordneten Anton Ruland (1809–1874) an Jörg vom 18. Juni 1871 (S. 376–378); er zeigt zugleich, daß man diesen Gewissenskonflikt in aller Ehrlichkeit auch anders auszutragen vermochte, als es z. B. Döllinger (freilich unter ganz anderen Voraussetzungen) tat.

Die Korrespondenz Jörgs mit Döllinger bildet denn auch den vielleicht wichtigsten Teil dieser Edition. Und Döllingers Name kehrt auch in den anderen Korrespondenzen immer wieder. So fällt einiges Licht auf Döllingers spektakuläre Odeonsvorträge von 1861 und die Umstände der Publikation seines noch im selben Jahr erschienenen Werkes „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat. Historisch-politische Betrachtungen“, auf die Münchener Gelehrtenversammlung von 1863, auf Döllingers zunehmende Nervosität und Aggressivität seit den fortschreitenden sechziger Jahren. Daß Jörg ihn andererseits bezichtigte, „mit einer Sprache . . . vor die Welt zu treten, in der jedes Wort den verbissenen Häretiker bezeugt“, und ihm noch vor seiner Exkommunikation die angeblich schon feststehende Absicht unterschob, mit der Regierung und dem König (Ludwig II.) im Rückhalt in der Münchener Theatinerkirche „das förmliche Schisma zu etablieren“ – „und der König wird mit seinem ganzen Hofe demselben zufallen“ (Jörg an Ruland, 7. April 1871; S. 375 f.) –, entdeckt weit mehr Jörgs Groll gegen seinen ehemaligen Lehrer und Förderer, als daß es Döllingers Haltung charakterisiert. Jörgs Korrespondenz mit Döllinger, von ersterem (auf Grund eines Auftritts Döllingers mit ihm) am 8. Juli 1866 (S. 287–290) abrupt beendet, ist das Dokument einer Freundschaft und ihres seit dem Ende der fünfziger Jahre sich abzeichnenden Zerfalls, der wohl doch in erster Linie zu Lasten Jörgs ging (zu den Ursachen siehe: Einleitung S. XXXVI–XXXVII).

Der vorzüglich kommentierten Edition ist eine Einleitung des Herausgebers vorangestellt. Sie informiert über Jörgs Lebenslauf, Wirken als Staatsarchivar und redaktionelle Tätigkeit sowie über den erhaltenen Bestand der Jörg'schen Korrespondenzen und die Editionsgrundsätze. Im Anhang sind drei Erklärungen zur Redaktion der „Historisch-politischen Blätter“ – eine aus der Feder George Phillips (1852) und zwei aus der Feder Jörgs (1858 und 1863) – abgedruckt. Das Werk schließt mit einem Personen-, Orts- und Sachregister.

Corrigenda: Bei Brief Nr. 17 muß das Datum lauten: 9. Februar (statt März) 1849; bei Brief Nr. 100: 3. Juli (statt Juni) 1861; bei Brief Nr. 146: 1. Januar (statt 31. Dezember) 1862 („Neuburg am Neujahrsabend 1862“); bei Brief Nr. 164: München (statt Neuburg), 9. September 1863.

München

Manfred Weitlauff

Franz Xaver Linsenmann. Sein Leben. Band 1: Lebenserinnerungen: Mit einer Einführung in die Theologie Linsenmanns von Alfons Auer. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Rudolf Reinhardt. Sigmaringen (Jan Thorbecke Verlag) 1987, 9 und 332 Seiten, 1 Porträt, Ln. geb.

„Es sind vielleicht im Bisherigen einige Urteile und Charakteristiken als hart und fast lieblos erschienen. Ich wollte aber dabei niemand Unrecht und namentlich keinem noch Lebenden wehe tun. Ich habe nach der Art und Weise geschrieben, wie uns jeweilig die Dinge erscheinen und von uns beurteilt worden sind. Sollten meine Papiere für weitere Kreise benützt werden wollen, so müßte in der Darstellung manches verbessert werden, nicht bloß stilistisch, sondern auch erbaulich“ (S. 291) – so der Verfasser gegen Ende seiner Lebenserinnerungen, die er in den Jahren 1891–1896 (mit Unterbrechungen) zu Papier brachte. Die zitierten Sätze schrieb er nieder „am Abend des 13. März 1893 in den Beklemmungen eines Krankheitszustandes, von dem ich nicht wissen kann, ob er zum Tode führt“ (S. 292). Es ist wohl als Glücksfall zu bezeichnen, daß die jetzt in mustergültiger Edition vorliegenden autobiographischen Aufzeichnungen des Tübinger

Moraltheologen, Rottenburger Domkapitulars und (1898) erwähnten Bischofs von Rottenburg Franz Xaver (von) Linsenmann (gestorben am 21. September 1989, noch vor seiner Konsekration) nicht mehr redaktionell überarbeitet worden sind und so die Unmittelbarkeit und Frische der ersten Niederschrift erhalten haben.

Linsenmann zählt zweifellos zu den profilierten Vertretern der katholischen Tübinger im 19. Jahrhundert: als Theologe „ein Mann von kraftvoller Entschiedenheit, denkensicher Originalität und verantwortlichen Engagements ... ein begabter Schriftsteller, überdies auch ein brillanter akademischer Lehrer, der sein Teil dazu beitragen wollte, daß der Klerus an der Spitze der geistigen Kultur stehe“ (Alfons Auer, S. 1). Sein gelehrtes Lebenswerk galt durchgehend dem Problem der Vermittlung zwischen Glauben und Wissen, Kirchlichkeit und Aufklärung, Religion und moderner Kultur, mit einem Wort: der Vermittlung zwischen Tradition und Fortschritt, hierin das große Thema aufnehmend, um dessen Lösung seit der Aufklärungsepoche (bis herein in die – tödlichen – „Modernismus“-Kämpfe des beginnenden 20. Jahrhunderts) die bedeutendsten Theologen rangen: nämlich Brücken zu schlagen zwischen überliefertem Glauben und dem in tiefem Wandel begriffenen modernen Geistesleben. In seinem 1878 erschienenen und bei Fachleuten noch heute hoch geschätzten „Lehrbuch der Moraltheologie“ vollzog Linsenmann denn auch, in radikaler Abkehr von der herkömmlichen exzessiven Kasuistik, den Durchbruch zu einem mehr spekulativen und psychologischen Ansatz moraltheologischen Denkens, und wenn er fast die Hälfte dieses seines (rund 700 Seiten umfassenden) Hauptwerkes den „Pflichten des bürgerlich-sozialen Lebens“ widmete, so zeigt dies schon an, wie sehr er sich der christlichen Verantwortung für die brennenden Fragen der Gesellschaft, des Rechts, der Wirtschaft bewußt war. Als Schüler Johannes Evangelist von Kuhns (1806– 1887) hat Linsenmann dessen grundlegende Lehre über die Vermittlung von Glauben und Wissen fruchtbar und zukunftsweisend auf die sittlichen Probleme angewandt. In einer Zeit, in der innerhalb der katholischen Kirche eine zurückgewandte, gegen jeden Hauch der Moderne sich abschottende Theologie das Feld beherrschte und der Ultramontanismus triumphierte, bedurfte es erheblichen Mutes, sich als weltoffenen, dialogbereiten Theologen zu bekennen. In „hochkirchlichen“ Kreisen pflegte man solche „Verwegenheit“ sorgfältig zu registrieren und auf sie „angemessen“ zu reagieren. So blieb Linsenmann öffentliche Anfeindung nicht erspart. Als viel schlimmer aber mag er es empfunden haben, daß man sein „Lehrbuch“ totschwieg. Es erlebte gerade eine Auflage, während neuscholastische Autoren ihre oft dürftigen Erzeugnisse dank einer gelenkten kirchlichen Reklame nicht selten in dutzender Auflage auf den Markt werfen konnten.

Ganz im Gegensatz zu dem ebenso scharfsinnig wie entschieden argumentierenden, stets um äußerste Konzentration der Gedankenführung bemühten theologischen Denker Linsenmann enthüllt sich in den – im besten Verstand des Wortes merkwürdigen – autobiographischen Aufzeichnungen ein Mensch, der sich zeitlebens als labil und gebrechlich, auch immerfort im Schatten anderer stehend fühlte, nie zu wirklichem Selbstvertrauen fand, seit frühester Kindheit an seinen Lebensumständen, seiner Umgebung litt und deshalb häufig schwermütigen Stimmungen unterworfen war. 1835 als Kind armer Handwerksleute in Rottweil geboren und aufgewachsen – der Vater war Schuster, die Mutter zudem protestantisch und von daher der katholischen väterlichen Verwandtschaft unwillkommen –, scheint sich bei Linsenmann die sozial schwache Herkunft nachmals fast zu einem Trauma entwickelt zu haben. „Auf Geld und Gunst war nicht zu bauen und nicht zu hoffen“ – schreibt er. „So war die Signatur meines Elternhauses der tägliche Kampf um das Brot und um die Sicherheit der Zukunft. ... Daß die Armut nach vielen Seiten hin sozial ein Hemmnis für einen aufstrebenden Kopf bildet, ist ohnehin bekannt. Die ganze Umgebung drückt auf denjenigen, der um der Armut willen hinter anderen zurückstehen muß. Von den ersten Schulbänken an wird das Kind geringerer Eltern herumgestoßen ...“ (S. 22f.). Daß der geistig geweckte Knabe dann die Volksschule nicht, wie der Vater beabsichtigte, mit der Realschule vertauschte, sondern sich in der untersten Klasse des Gymnasiums seiner Heimatstadt wiederfand, war eher dem Zufall (genauer: der fälschlichen Gleichsetzung beider Schultypen) zu verdanken. Freilich: „Studieren lassen“ hieß zunächst einen Knaben für den

geistlichen Stand bestimmen. Denn nur hierfür konnten im besten Falle die erforderlichen Hilfsmittel aufgebracht werden, und auch so noch war der Schritt ein gewagter, trotzdem in meiner Vaterstadt mancherlei Erleichterungen für studierende Bürgersöhne bestehen und im günstigsten Falle die theologischen Lehranstalten der Diözese das Studium zu einem verhältnismäßig billigen machen“ (S. 45). Linsenmann jedenfalls, dessen katholische Erziehung der Vater sich angelegen sein ließ, betrachtete aus der Rückschau den Eintritt in das Gymnasium als „eine Wendung“ seines Lebens „nach aufwärts“ (ebd.). Verständnis für sein Studium brachten die Eltern allerdings nicht auf, und „jeder Pfennig, der für Bücher, Papier usw. auszulegen“ war, wurde „unangenehm berechnet“ (S. 47). Da er sich dennoch bewährte und „auch wieder einen Drang“ hatte, „etwas zu gelten“ – „was dann unter Umständen mit beschämender Niederlage endete“, zuweilen auch in „Mißhandlung seitens der Mitschüler, wenn ich meine Aufgaben bald als sie gelöst hatte“ (S. 46 f.) –, stand seiner Aufnahme in das Rottweiler Niedere Konvikt nichts im Wege. Aber mit seinem Eintritt in dieses vom württembergischen Staat „für die Zöglinge des katholischen geistlichen Standes“ unterhaltene Knabenseminar fiel endgültig die Entscheidung über seinen künftigen Lebensweg, zumal der Staat im Falle einer späteren Änderung des Berufszieles „Entgelt“ forderte. „Es wurden gleichsam die jungen Leute in einem Alter der Urteilsunfähigkeit abgefangen, in die Anstalt gesteckt und dann an der Ersatzpflicht festgehalten“ (S. 71). Glückliche Bildungsjahre erlebte Linsenmann hier nicht. „Was dem Konvikt besonders fehlte, das war eine geistige Leitung, eine Anregung, ein Darbieten von Bildungsmitteln. Man setzte uns einfach an das Pult hin, ohne dafür zu sorgen, daß die Mühle auch Korn hatte. . . . Ich leugne es nicht, wie mir ein Stich durchs Herz ging, wenn wieder die Konviktslocke nach einigen Vakanzwochen zum ersten Male läutete. Im ganzen betrachteten wir den Aufenthalt im Nideren Konvikt bestenfalls als ein Fegfeuer . . .“ (S. 75, 77).

Es folgten das Studium der Theologie an der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät als Konviktor des Tübinger Wilhelmsstifts (1854–1858). Auch diese Jahre befriedigten Linsenmann wenig. So war es „ein ziemlich frostiger Abschied“ (S. 137), als er Tübingen verließ, um im Rottenburger Priesterseminar – unter der Direktion des berechtigten Regens Dr. Joseph Mast (1818–1893) – das praktische Jahr zu absolvieren. „Ich hatte kein Grafentum und keinen Bauernhof zu verlassen. Junge Männer von meiner Herkunft müssen darüber froh sein, daß sich ihnen durch die Aufnahme in den geistlichen Stand eine Lebensstellung bietet. Eine Wahl blieb mir allerdings nicht; ich hätte keine Möglichkeit gesehen, ohne mich selbst einem ungewissen Schicksal auszuliefern und meinen Eltern rein unerschwingliche Opfer zuzumuten, die theologische Laufbahn zu verlassen. Ich erblickte in der Situation, in der ich mich durch Gottes Fügung befand, nun auch den Fingerzeig für meine künftige Laufbahn. Ich weiß nicht, wie es anderen ergeht, welche mit ganz ruhigem Wind in den Port segeln. Bei mir hat es Stürme und Wellen gegeben, und ich habe manchmal gebebt und gezittert“ (S. 139). Nach der Priesterweihe (1859) und einer zweijährigen Vikarszeit in Oberndorf kehrte Linsenmann 1861 als Repetent an das Tübinger Wilhelmsstift zurück – für ihn bedeutete dies „erstens die amtliche Anerkennung einer höheren Anlage und das Vertrauen in eine persönliche Tüchtigkeit, und zweitens die Vorausbestimmung zu einer weiteren spezifisch wissenschaftlichen Tätigkeit während einer Anzahl von Jahren“ (S. 157). Er wurde für die Dogmatik bestimmt und somit Johann Evangelist von Kuhn zugeordnet, der „nicht nur der Senior der Fakultät“ war, „sondern . . . der Großherr, der Zar der Fakultät oder wie ihn ein günterianischer Gegner einmal nannte, der Kalif. Er war ein gefürchteter Herr, nicht bloß für die Studenten, sondern auch für seine Kollegen. Eine absolut geistige Überlegenheit über alle geringeren Geister, und dazu zählte er alle seine Kollegen, Hefehe nicht ausgenommen, erfüllte sein Bewußtsein“ (S. 126).

Daß Linsenmann schließlich nach fünfeinhalbjährigen Repetentendiensten im akademischen Lehramt seine Lebensstellung gewann, war wiederum mehr einem Zufall zu verdanken: Professor Moritz von Aberle (1817–1875) hatte einen Ruf an die Universität München abgelehnt, woraufhin ihn die Regierung, seinem Wunsch entsprechend, von der Verpflichtung, Moraltheologie zu dozieren, entband, damit er sich ganz seinem Lieblingsfach Exegese widmen konnte. Aus Ersparnisgründen richtete nunmehr die

Regierung ein Extraordinariat ein, für Moral und zusätzlich zur eventuellen Erleichterung eines der Senioren der Fakultät, und 1867 erhielt Linsenmann diese schlecht dotierte Stelle, "nicht als Erstvorgeschlagener, sondern nur faut de meilleur. Man ließ es auch nicht daran fehlen, mir bemerklich zu machen, daß ich nur so als Lückenbüßer da sei und mir nicht die Rechte eines wohlbestallten Professors anmaßen dürfe" (S. 197). Immerhin war der „Sprung“ in die Fakultät geglückt, wenn auch zunächst in der Rolle eines nach Belieben einsetzbaren „Faktotums“. Linsenmann mußte neben seinem Fach Moraltheologie zeitweilig für Hefele Patrologie lesen und auch einmal in Pastoral aus-helfen. 1872 – nach den Wirren des Ersten Vatikanums – wurde Linsenmann zum Ordinarius befördert, 1882 erhielt er – der „eben schon in der Anciennität hinlänglich weit vorgerückt war“ (S. 266) – das (offensichtlich ersehnte) Ritterkreuz Erster Klasse des Ordens der württembergischen Krone, verbunden mit dem Personaladel, 1887 wurde er zum Rektor der Tübinger Universität gewählt, 1889 endlich erfolgte seine Berufung in das Rottenburger Domkapitel, damit (im Alter von 54 Jahren) der Abschied vom akademischen Lehramt. In der Annahme dieser Berufung habe er nie geschwankt – schreibt Linsenmann: „Warum hätte ich mich an meine Lehrstelle anklammern sollen ...? So ganz befriedigt war ich doch eigentlich nicht und die errungenen Erfolge im Lehramt waren nicht derart, daß ich mich hätte in Tübingen für unentbehrlich halten sollen. Es gibt Momente im Leben des akademischen Lehrers, in denen man gut tut, den Anlaß zum Weggehen zu benützen, ehe man veraltet“ (S. 293).

Ein melancholischer Grundton durchzieht diese Aufzeichnungen, die Linsenmann aus der Erinnerung niedergeschrieben hat, ohne Benützung seiner Briefschaften und sonstigen Papiere (vgl. S. 149). Gleichwohl vermitteln sie höchst lebendige Eindrücke vom kleinbürgerlichen Milieu in der ehemaligen Freien Reichsstadt und seit 1803 württembergischen Landstadt Rottweil, von der 1848/49er Revolution, wie sie der damals Dreizehnjährige erlebt hatte, von den Freuden und (vor allem) Leiden damaliger Gymnasial- und Konvikterziehung, vom Leben der Tübinger Universität und ihrer Katholisch-Theologischen Fakultät nach der Jahrhundertmitte, von den damals – im Vorfeld des Ersten Vatikanums – ausbrechenden theologischen Richtungskämpfen, auch von der bedrängten Diasporasituation der Katholiken im evangelischen Tübingen, vom Rottenburger Priesterseminar unter Regens Masts Leitung – immerhin zählte Linsenmann „die im Seminar zugebrachte Zeit zu den glücklichsten Jahren meines Lebens ...“, trotz all der bangen Stunden und Tage und Wochen, welche die Entscheidung der Berufsfrage gerade denen am wenigsten erspart, welche die Sache am ernstesten nehmen“ (S. 140). Linsenmann berichtet des weiteren über sein Leben und Wirken als Vikar in Oberndorf, über seine Bildungs- und Erholungsreisen in die Schweiz, nach Österreich und Italien, und schildert sodann ausführlich seinen mühevollen Aufstieg zum akademischen Lehramt, das ihn (von seinem Extraordinariat an gerechnet) 22 Jahre hielt. Das 1896 abgefaßte letzte Kapitel beleuchtet schließlich noch seine – ihn wenig erfüllende – Tätigkeit als Domkapitular in Rottenburg.

Dabei sind von besonderer Eindrücklichkeit Linsenmanns Charakteristiken von Persönlichkeiten, die sein Leben beeinflußt hatten. Vor allem sind hier zu nennen die „Großen“ der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät: nämlich Kuhn, sein Lehrer in der Dogmatik, über den als Menschen er äußerst ungünstig urteilt – so sehr er sich wissenschaftlich als „Kuhnianer“ fühlte – und Karl Joseph von Hefele (1809–1893), der Kirchenhistoriker und nachmalige Rottenburger Bischof. Gerade an den Persönlichkeitsschilderungen gewinnt man den Eindruck, daß Linsenmann sich mit seinen Erinnerungen etwas von der Seele schrieb, etwas los werden wollte (wie der Herausgeber treffend feststellt). Andererseits ist in der Tatsachen und Umstände bemerkenswert verharmlosenden und verschleiernenden Schilderung seines Standpunkts (und des Standpunkts der Tübinger im ganzen) zum Ersten Vatikanum die Tendenz zu persönlicher Rechtfertigung im nachhinein unverkennbar. Wir wissen heute, daß die Tübinger insgesamt erklärte Gegner der dogmatischen Beschlüsse des Ersten Vatikanums, zumal der päpstlichen Unfehlbarkeit waren, und zwar aus prinzipiellen theologischen Gründen. Sie schwiegen nur und hielten sich von allen antiinfallibilistischen Aktionen zurück, um Bischof Hefele, ihrem ehemaligen Fakultätskollegen, den Rücken

frei zu halten und ihre Fakultät nicht zu exponieren. Und Bischof Hefele unterwarf sich endlich, gewiß gedrängt von mehreren Seiten und sicher auch, um als Bischof nicht etwa Anlaß zu einem Schisma zu sein, nicht zuletzt aber, um seiner Tübinger Fakultät den Offenbarungseid zu ersparen.

Wenn Linsenmann auch auf der ersten Seite seines Manuskripts beteuert: „Diese Blätter sind von mir nicht für den Druck bestimmt“ (S. 19), so läßt er doch wiederholt deutlich anklingen, daß er ihnen Öffentlichkeit durchaus wünschte. Dies geht auch aus seinem 1893 abgefaßten Testament hervor, in dem er verfügte, daß das Manuskript der Bibliothek des Tübinger Wilhelmsstiftes übergeben und für den Druck eine Sperrfrist von (lediglich) 20 Jahren eingehalten werden solle.

Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern ist für die sorgfältige und vorzüglich kommentierte Edition dieser Lebenserinnerungen sehr zu danken. Mit ihr wird nicht nur eine biographische Quelle von Rang, sondern insbesondere auch eine bedeutende Quelle zur Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts erschlossen. Der Ausgabe ist ein ausführliches Personen- Orts- und Sachregister beigegeben.

München

Manfred Weitlauff